Mareike Krügel

Sprechendes Papier, Aschewürste und die Welt hinter dem Wandschrank

Rede zum 100jährigen Jubiläum der Deutschen Bücherei in Apenrade, 05.09.2025

In Norwegen gibt es ein Projekt der schottischen Künstlerin Katie Paterson, das sich "Future Library" nennt - vielleicht haben Sie davon schon gehört. Insgesamt einhundert Autorinnen und Autoren sind aufgefordert, Texte zu schreiben, die niemand sehen darf, bevor sie in einem speziellen Raum in der Bibliothek von Oslo für einhundert Jahre aufbewahrt werden.
Zugleich mit dem Beginn dieser Laufzeit wurden 1000 Bäume gepflanzt, die bei Ablauf der Frist für die Herstellung des Papiers zur Verfügung stehen sollen, um die Texte vervielfältigen zu lassen - man weiß ja nicht, ob oder in welcher Form es in hundert Jahren noch Buchdruck geben wird.

Den allerersten Text für dieses Kunstprojekt hat die kanadische Autorin Margaret Atwood geschrieben. Das ist kein Zufall, denn sie hat sich immer wieder in ihren Romanen und Essays mit der Frage auseinandergesetzt, wie Literatur und vergehende Zeit zusammenpassen.

Einer ihrer Romane ist "Die Geschichte von Zeb". Es handelt sich um den dritten Band einer dystopischen Trilogie, in der - kurz zusammengefasst - erzählt wird, wie die Menschheit, die in näherer Zukunft den Planeten beinahe ruiniert hat, von einer Pandemie dahingerafft wird, ausgelöst von einem genialen und zynischen Wissenschaftler. Der hat nebenher eine neue Spezies erschaffen, in die er lauter nützliche Eigenschaften ein- sowie alles vermeintlich Schlechte am Homo sapiens sapiens herausgezüchtet hat.

In "Die Geschichte von Zeb" wird geschildert, wie ein kläglicher Rest überlebender Menschen mit dieser neuen Spezies zusammentrifft.

Eine der Hauptpersonen - Toby - schreibt jeden Tag in ein Heft, als Chronistin der Ereignisse. Noch gibt es Kugelschreiber und Papier in der Menschen-entleerten Rest-Zivilisation. Eines Tages kommt ein Jugendlicher der neuen

Spezies zu ihr - er heißt Blackbeard, weil der Schöpfer dieser Leute einen schrägen Humor hatte - und lässt sich erklären, was sie da tut.

Sie sagt: *"Du musst dem, was da steht, eine Stimme geben. Wenn du es* liest. Lesen *ist, wenn du diese Zeichen wieder in Laute verwandelst. Sieh mal, ich schreib jetzt deinen Namen." Behutsam reißt sie eine Seite aus dem Heft heraus und schreibt in Druckbuchstaben: BLACKBEARD. (...) "Geh mit diesem Blatt Papier zu Ren. Bitte sie, zu lesen, was draufsteht, und dann kommst du zurück und sagst mir, ob sie deinen Namen gesagt hat." (...)* Blackbeard tut es und kommt kurz darauf zurück. Atwood beschreibt es so: *Er hat das Blatt Papier, er hält es vor sich wie ein heißes Schild. Er strahlt über beide Ohren. "Es war so, o Toby", sagt er. "Es hat meinen Namen gesagt! Es hat Ren meinen Namen gesagt!"*

Und ist es nicht genau das, was Schreiben ist - Kodieren? - und Lesen - Dekodieren?

In der Villa dei Papiri in der 79 n.Chr. verschütteten Stadt Herkulaneum am Vesuv fand man über tausend verkohlte Schriftrollen – die einzige erhaltene Bibliothek der Antike, leider vollständig gebacken.

Seit ihrem Auffinden vor fast 300 Jahren versucht man vergeblich, die Schrift im Innern dieser schwarzen Würste irgendwie lesbar zu machen, und in diesem Jahr gab es endlich einen Durchbruch – das erste Wort ist entziffert. Nach 300 Jahren.

Aber wozu eigentlich? Warum ist es so wichtig zu erfahren, was in den Aschewürsten steht?

In "Die Geschichte von Zeb“ denkt Toby, als sie später dabei zusieht, wie Blackbeard das Papier mit seinem Namen anderen Kindern zeigt: *"Was habe ich nur angerichtet? (...) Sie sind so schnell, diese Kinder: Sie werden es aufgreifen und an alle anderen weitergeben. Und was kommt danach? Vorschriften, Dogmen, Gesetze? Wie lange wird es dauern, bis es uralte Schriften gibt, denen sie zu gehorchen glauben müssen, die sie aber nicht mehr deuten können? Habe ich sie für immer verdorben?"*

*

Die Zitate aus „Die Geschichte von Zeb“ habe ich aus meiner alten Taschenbuchausgabe herausgesucht, die fast 500 Seiten hat. Obwohl es länger her war, dass ich den Roman gelesen hatte, fand ich die Stellen beinahe sofort. Sobald ich das Buch irgendwo aufgeschlagen und ein paar Sätze gelesen hatte, breitete sich die durchaus komplizierte Geschichte vor mir aus wie das Miniaturwunderland. Ich wusste, wo ich mich befand, was davor, was danach passierte, ob ich vorwärts oder rückwärts blättern musste, um die Stelle zu finden, nach der sich suchte.

Mir kommen Bücher eigentlich immer wie Eingänge zu Orten vor, die unabhängig davon existieren, ob ich gerade dort bin oder nicht. Wie Narnia, das hinter einem Wandschrank liegt und eine eigene Zeitrechnung hat. Ich betrete den Ort allein durch das Entziffern des Codes der Buchstaben auf der Buchseite und halte mich so lange dort auf, wie ich kann, wie ich will und wann immer es mir passt.

Es liegt ein tiefer Trost darin, dass es Bücher gibt, denn ihretwegen brauche das echte Leben nicht die ganze Zeit auszuhalten. Ja, ich kann sogar dem Gefühl entkommen, welches das Alter zwangsläufig mit sich bringt, nämlich, dass jede Entscheidung ein Stückchen Freiheit nimmt, etwas anderes auszuprobieren, denn - wenn ich mir erlauben darf, das mal ganz pathetisch zu sagen - beim Lesen kann man nun mal viele verschiedene Leben leben. Oder wie Max Frisch es sagen würde: Geschichten anprobieren wie Kleider.

Dieser große Trost ist in meinem manchmal verwirrenden Leben so wichtig, dass ich in meinem Schlafzimmer ein Regal gegenüber dem Bett aufgestellt habe, in dem ganz bestimmte Bücher stehen. Nämlich jene, die ich ansehen möchte, wenn ich mich fürchte.

Es ist nicht nur, weil sich in ihnen Welten befinden, die mich faszinieren, oder Figuren leben, mit denen ich befreundet bin, in ihnen Gedanken oder Kenntnisse konserviert sind, die ich nicht vergessen möchte, oder eine Sprache von solcher

Schönheit und Kraft, dass sich das Lesen wie der Besuch einer Energietankstelle anfühlt - der Trost kommt auch, weil es so einfach ist. Die Bücher stehen da, lassen sich hervorholen und aufschlagen und betreten, egal, ob es Strom gibt oder Essen oder Speicherplatz oder Geld.

Wer ein Buch bei sich trägt, kann jederzeit den Ort hinter dem Wandschrank betreten und sich dort eine Weile rumtreiben, in der U-Bahn, am Strand, an der Bushaltestelle. Wie tröstlich. Und wie praktisch. Und wie sinnlich. Den Exkurs über die Schönheit von Büchern, erspare ich Ihnen – sie brauchen sich ja nur umzuschauen. Aber wussten Sie, dass beim Zerfall von Lignin – Bestandteil von holzhaltigem Papier -, der Stoff Vanillin freigesetzt wird, was für den spezifischen Vanille-Duft sehr alter Bücher sorgt?

Nicht jeder hat ein Bücherregal, das er vom Bett aus ansehen kann, wenn er sich fürchtet. Eine der ersten Aktivitäten, die wir als ehrenamtliche Deutschlehrkräfte für Geflüchtete 2015 mit unseren Kursteilnehmer:innen in Angriff nahmen, war, ihnen eine Leihkarte für die örtliche Bücherei zu verschaffen. Nur zur Sicherheit.

Solange es Büchereien gibt, haben wir alle, die wir Trost und Vanilleduft im Leben so dringend brauchen, nichts zu befürchten.

Ich lese schon immer aus irgendeinem Grund besonders gerne Romane, in denen jemand stirbt. Als ich zum ersten Mal in meinem Erwachsenenleben einen Angehörigen verlor, wusste ich auf magische Weise nicht nur, wie ich eine Beerdigung zu organisieren habe, sondern auch, welche meiner seltsamen Gefühle und bizarren Handlungen mit Trauer zu erklären waren. Ich sorgte mich nicht, ich könnte verrückt geworden sein. Ich wusste ja bereits, wie groß die Möglichkeiten der Reaktionen sein konnten.

Wenn in den USA und anderswo heute Bücher verbannt und verboten werden, dann geht es tatsächlich nicht, wie behauptet wird, um Schutz von Kindern, sondern vor allem um das Vorenthalten von Information. Es geht darum, junge

Menschen ungebildet zu lassen, damit man den Korridor dessen, was als "normal" wahrgenommen wird, eng bauen kann. Es geht darum, ihnen die große Bandbreite dessen, was ein Mensch fühlen, denken, erleben und sein kann, vorzuenthalten. So gesehen ist eine Bibliothek ein Ort, der ein ganzes Universum enthält, und eine öffentliche, kostenlose Leihbücherei ist für Leute, die enge Korridore haben wollen, im Grunde der größte Alptraum.

Denn unterliegt nicht dem Lesen ein ständiger, oft nur halbbewusster fragender Rhythmus, der flüstert: Wie machen andere das eigentlich? Wie schaffen sie es? Woher nehmen sie die Kraft, den Mut, die Idee? Woran scheitern sie? Und dann der Abgleich: Könnte ich das auch? Würde ich ähnlich fühlen? Genauso entscheiden? Ich imprägniere mich mit den Erfahrungen anderer, um im eigenen Leben gewappnet zu sein. Nur für den Fall, dass ich einmal eine Heldin sein muss. Oder jemanden betrauern. Oder überleben, nachdem die Menschheit ausgerottet wurde.

Und dann gibt es etwas, das die Bücherverbanner und -verbrenner sicherlich noch mehr fürchten als den Abgleich und das Wiedererkennen: das Nachvollziehen des Fremden, die Selbstversetzung.

Manchmal ist das unterhaltsam - dann sitzt man womöglich im Kopf von Karl Ove Knausgaard -, manchmal ist es beinahe unerträglich - wenn man z.B. gemeinsam mit Humpert Humpert Lolita entführt und dabei sogar noch voller Widerwillen hofft, man möge ungeschoren davonkommen. Dies ist die demokratische, empathiefördernde, gemeinschaftsstärkende, toleranzfordernde und von keinem anderen Medium übertroffene Kraft und Grenzüberschreitung der Belletristik.

*

Und dann gibt es ja noch die Utopien. Fast beiläufig, erstaunlich selbstverständlich fristen sie eine Existenz unter dem Radar der Literaturwissenschaft, im Hundertmorgenwald von Pu dem Bären, im Haus der Katze mit Hut, im Mumintal, in der Nachbarschaft des Bärbeiß oder auf

Lummerland. Es sind Geschichten über das gelingende Zusammenleben, und sie tricksen uns aus mit ihrer scheinbaren Harmlosigkeit. Vordergründig erzählen sie von Wanderrhabarber, Zaubererhüten oder Heffalumpfallen, aber dabei führen sie höchst überzeugend vor, wie funktionierende Gemeinschaften aussehen, in denen jedes Mitglied sich auf seine eigene Weise einbringt. Ohne zu zögern jedenfalls, würde ich mir im Hundertmorgenwald ein Grundstück kaufen und fortan nie mehr vergessen, wie das nochmal ging mit der Toleranz.

Und wie ging es noch mal? Wieso können im Mumintal Hemule, Hatifnatten, Filifjonkas nebeneinander existieren, ohne sich zu bekriegen oder auszugrenzen? Durch die einfache und unendlich komplizierte Einsicht, dass es nichts Einfaches gibt. Dass man es schlicht aushalten muss, unterschiedlich zu sein, während man zugleich anerkennt, wie ähnlich sich alle sind - mit Bedürfnissen, Träumen und Ängsten.

Zu erkennen, dass Unterschiedlich- und Ähnlichsein gleichzeitig möglich sind, bedeutet, Komplexität zu erfahren. Wer das begreift, wird immun gegen Vereinfachung und damit gegen die Verführungen des Populismus.

Toby, die Chronistin der letzten Homo sapiens sapiens in Atwoods Roman, lehrt den jungen Blackbeard übrigens nicht nur Schreiben und unterweist ihn in Papier- und Tintenherstellung, sie sagt vor ihrem Tod auch noch genau, wie mit dem Text zu verfahren ist.

Blackbeard erklärt es seinen eigenen Leuten so: *"Und Toby sprach Warnungen aus über das Buch, das wir schrieben. Sie sagte, das Papier dürfe nicht nass werden, weil sonst die Worte wegschmelzen und nicht mehr gehört werden können, und es würde schimmeln und schwarz werden und zu Staub zerfallen. Und dass ein zweites Buch geschrieben werden müsse, in dem dasselbe steht wie in dem ersten. Und jedes Mal, wenn ein Mensch vom Schreiben, vom Papier, von der Tinte und vom Lesen erfuhr, sollte derjenige das gleiche Buch schreiben, in dem dasselbe steht."*

Wenn in einhundert Jahren die Bibliothek in Oslo die Türen zu dem Raum öffnet, in dem sich die "Future Library" befindet, sollen mit Hilfe der Bäume 3000 Kopien der Anthologie angefertigt werden - wer während der Wartezeit das Projekt finanziell unterstützt hat, ist berechtigt, eines der Exemplare zu bekommen.

Zur Eröffnung des Projekts sagte der Kulturbeauftragte der Stadt: "In einer ungewissen Welt mit einer besorgniserregenden Zukunft ist die Future Library für mich ein Symbol unserer gemeinsamen Hoffnung und unserer vereinten Entschlossenheit als Menschheit, für eine Welt zu kämpfen, die länger besteht als unsere eigene Lebensspanne. Wenn wir es schaffen, schenken wir am Ende einhundert einzigartige Texte jenen Generationen, die nach uns kommen."

Die Ähnlichkeit dessen, was Toby plant und was für die „Future Library“ vorgesehen ist, ist natürlich kein Zufall. Es ist das, was den Ehrgeiz all der Forscherinnen und Forscher weckt, die gebackenen Schriftrollen von Herkulaneum zu entziffern.

Denn wir wissen ja, wie es geht. Seit Jahrtausenden wissen wir es. Und Büchereien wie diese, die mühelos hundert Jahre und mehr bestehen können, bilden eine Station in diesem Vorgang, der so geht: Kodieren, Konservieren, Dekodieren. Oder einfacher ausgedrückt: Aufschreiben, Aufbewahren und Lesen. Immer und immer wieder.